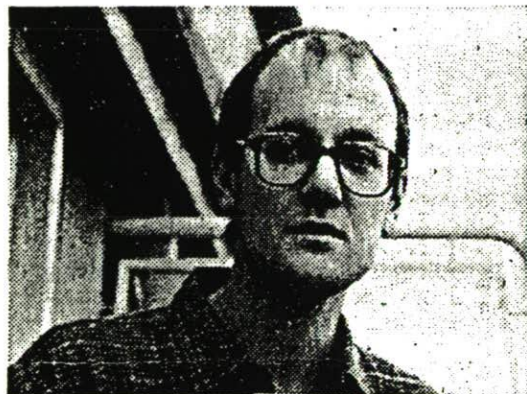


## An seinem Platz

MICHAEL DONHAUSER: *Edgar. Erzählung.*  
Residenz Verlag, Salzburg, Wien 1987. 124 Seiten,  
24 Mark.

Gleich die ersten Sätze, die ersten ein, zwei Seiten machen dieses Buch sympathisch. Gleich zu Beginn jene unaufdringliche, aber dichte Atmosphäre, die genau richtig ist für eine Erzählung von gut einhundertzwanzig Seiten. Wir lesen uns hinein in diese Erzählung, und der ruhige, ausgeglichene Stil und die gelegentlichen Dialekteinschübe lassen fast schon eine Idylle vermuten. Eine Idylle? – Ach nein, natürlich nicht. „Edgar hat ein Geschmier auf seiner Tafel gehabt.“ „Edgar hat vom Hofkaplan eine Ohrfeige bekommen.“ „Edgar ist wieder stehengeblieben und hat das Fernglas zu den Augen gehoben, er hat die linke Talseite abgesucht und nur manchmal den Oberkörper leicht gedreht oder den Kopf auf und ab bewegt, da ist er mir fremd geworden, fremder als ein Mitschüler, ich habe ihn nicht wiedererkannt.“ So steht am Ende neben der Geschichte einer Kindheit und einer Freundschaft die einer Entfremdung. Wir könnten auch sagen: Dies Buch erzählt uns die melancholische Geschichte einer beinahe glücklichen, verlorenen Kindheit.

Michael Donhauser, 1956 in Vaduz im Fürstentum Liechtenstein geboren, hat es geschrieben. Nach einem schmalen Band mit Prosagedichten – „Der Holunder“, 1986 im Verlag Droschl, Graz, erschienen – legt er „Edgar“ als seine erste Erzählung vor. Manches darin klingt zu schön, um wahr



MICHAEL DONHAUSER Photo: Privat

zu sein, aber – manches ist dann auch gar nicht wahr, und anderes ist in Wahrheit gar nicht so schön, der Leser merkt das recht bald.

Denn eigentlich wird diese Geschichte einer beinahe glücklichen Kindheit nur erzählt, um jener Erfahrung des Verlustes und der Entfremdung Sprache zu verleihen. Und weil eine solche Geschichte ganz persönlich erzählt werden muß, gibt es einen Ich-Erzähler, gibt es Georg, den Cousin Edgars. Und weil Georg jede Erinnerung an diese Kindheit befragen muß, ob sie Auskunft gibt über den ersten Riß, den Moment des verpaßten Glücks, darum erzählt er von so vielen alltäglichen Details und kleinen Begebenheiten, vom Schönschreibheft etwa, oder von Edgars neuer Lederhose. Da er gerade das zu vergegenwärtigen sucht, wovon er gar nicht sprechen kann – weil er selbst, sich erinnernd, das Glück immer wieder verpassen muß, um wenigstens sagen zu können, wie es verlorenging –, kann er seinen Stoff nicht souverän ausbreiten im epischen Präteritum. Jeder seiner Sätze muß im Perfekt stehen, in der zweiten Vergangenheit, in der das Gestern noch wie ein Heute ist.

Hinter all diesen Erinnerungen steht am Ende der Tod – als Spiel, das keines mehr ist, als Metapher für ein fremdgewordenes Leben, das eigene und das des Freundes. Georg, der Ministrant, der brave Schüler und Gymnasiast und Edgar, der „Schlawiner“, der „Sapperlot“, wie die Großmutter sagt, der in den Segen des Papstes hineingerüpft hat, und der ein Schläger geworden ist, sie treffen sich schließlich noch einmal und gehen über den Bahndamm auf die Eisenbahnbrücke. Sie legen sich quer auf die Schienen und warten bis der Zug kommt, bis die Gleise vibrieren, um dann aufzuspringen und hinter einem Pfeiler Schutz zu suchen: „Den Rücken und die Hände am Stahl, sind wir nebeneinandergestanden, im Zugwirbel, ich habe aufgeatmet, wir haben gelacht, das ist unser letztes Spiel gewesen.“

„Edgar“, die erste Erzählung von Michael Donhauser, ist von einer beeindruckenden Präzision und dabei ganz bedächtig, ja geradezu bescheiden. Ein Debüt nicht als lärmender Auftritt, sondern eher als eine Art Sich-Dazustellen, nachdenklich, vielleicht etwas schüchtern, aber doch so, als habe man nun seinen Platz gefunden.

THOMAS KEMPF

cc Shanfeldt